

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

241 (17.10.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Konzerte

Erster Kammermusik-Abend — Klavier-Quartett. Die Kammermusikabende, deren Programme den Modernen leider nur wenig Raum gewähren — geben unserm Karlsruher Publikum von jeder eine charakteristische Note. Die Konzertdirektion Neufeld hat den diesigen Musikfreunden immer die Möglichkeit geboten, sich die bewährtesten, berühmtesten Kammermusikvereinigungen anzuhören. Es war nun höchst betrüblich, daß beim ersten diesjährigen Kammermusikabend der Konzertsaal nicht die gewünschte Fülle aufwies, umso mehr erstaunlich, da das Klavierquartett die Saison mit einem Beethovenabend eröffnete. Von der geistigen und technischen höheren Beherrschung des Quartetts, von seinem prächtigen Zusammenwirken, das voll künstlerischen Feingefühls und edelster Ausdruckskultur ist zu reden, ist müßig. Die Künstler spielten ein Frühwerk Beethovens mit der gleichen inneren Einheitslichkeit des Ausdrucks und Klanges, ebenso gefällig, besetzt und durchsichtig von einer Wahrhaftigkeit, wie des späteren Beethovens cis-moll Quartett. Die Frage ist, weshalb dieses Quartett — der Bratschkoff hat sie allerdings nicht allegro, sondern presto eingeführt — mit dieser absoluten Klarheit, mit dieser technischen Bollendung und Kraft in allem Elementaren? Die Heroposität der Zeit, die Unkenntnis der Verhältnisse hat der Kunst dieser Quartetts nicht glücklicherweise noch nichts anhaben können. Man spürte dies ganz besonders bei der Wiedergabe des wunderbaren einleitenden Adagios zum cis-moll Quartett. Das ganze Werk wurde mit Anbrunst, mit tiefster Aufmerksamkeit, mit einer gewissen Heftigkeit, mit jenen Tugenden und jener großen Kunst, die das Klavierquartett zum Beethoveninterpreten prädestiniert. Den nächsten Konzerten ist ein besserer Besuch zu wünschen. Bleibt er aus, so werden auch diese Konzerte nicht mehr veranstaltet werden können.

Alle Badische Musik. Im Rahmen der „Badischen Woche“ war auch ein Abend für „Alle Badische Musik“ vorgesehen. Dr. Otto zur Nedden sprach über Musik in den alten Markgrafschaften Baden-Baden und Baden-Durlach. Bei seinen Ausführungen, die auf einem intensiven Quellenstudium beruhten, wies der Redner besonders auf die charakteristischen Merkmale hin, die die Musikpflege dieser Höfe, besonders die Musik, auszeichnete. Rückwärtig wirkte Dr. zur Nedden an die Geschichte der Konstanzer Minstermusik an, mit ihrem bedeutendsten Vertreter Heinrich Schütz und ging dann über zu dem Musikleben, das unter Markgraf Philipp II. von Baden-Baden in höchster Blüte stand. Der Statistiker Franziso Guami, der als Organist und Komponist in den Diensten der Baden-Badener Herrschaft stand, gab dem dortigen Musikleben ein marianes Gepräge. Der Ertrag der damaligen Potenzen, ihres Mäzenatentums wegen an erster Stelle genannt zu werden, war für die schönen Künste höchst förderlich. Die Baden-Durlacher Markgrafen — sie schloßen sich der Reformaktion an — galten weit über ihre Grenzen hinaus als kunstsinnig und musikfördernd. Unter ihnen wirkte besonders Markgraf Friedrich, der sich fünfmal nachtrahete, für Architektur und Musik große Verdienste zu schaffen. Weit zurück auf den Tod der ersten Gemahlin des Durlacher Regenten einen Klagenruf, der uns noch erhalten ist. Für Musikfreunde und besonders für Musikwissenschaftler hat Reits Tonjah gewisse Interesse. Trotz seiner Polphonie wirkt er aber doch einträglich auf das Ohr des modernen Hörers. Nicht alle alte Musik ist gut und lebensberechtigt, nur weil sie alt ist. Der Choral „Wenn mein Stündlein vorhanden ist“ den Reits aus früheren Schulen übernommen hat, zeichnet sich durch Ursprünglichkeit und Frische und ganz besonders durch eine lebendige Diktion aus. Wohl nur die ausgezeichnete Wiedergabe durch den Kammerchor, der ein vollendetes Instrument auch für die Verlebendigung dieser Sätze ist, weckte Interesse für diese alten musikalischen Weisen. Franz Willibrod verband Klangerlebnisse vorzunehmen, ohne das Totalbild zu fördern, die dem Ohr angenehme

eingingen. Dr. zur Nedden illustrierte seine leichtfaßlichen Ausführungen durch eine Reihe seltener Bilder.

Klavier-Abend Hedwig Schleicher. Am gleichen Abend bekam man noch die Heidelberger Pianistin Hedwig Schleicher zu hören. Ihr Programm war der Moderne gewidmet. Chopin, Liszt, Schumann, Schlegel, Albeniz und Musorgski standen auf der Vortragsliste. Sie verneinte das erteilte Formale, ebenso die überkommenen Gesetze der Harmonik und lebte an ihre Stelle Impressionen. Alle die sorgfältig ausgewählten Werke, die man zu hören bekam, sind ungemein passend in der Thematik, sie zeigen

teilweise eigenartige Verbindungen von Erotik und weicher Intimität. Vor allem lassen sie erkennen, daß ihre Schöpfer Erfahrung haben, daß sie nicht auf alt überkommenes angewiesen sind. Die Werke, unter denen Musorgski „Bilder einer Ausstellung“ wohl das markanteste Gepräge erkennen lassen, fanden in Hedwig Schleicher eine ganz hervorragende Interpretin. Sie hat etwas Großartiges in ihrer Gestaltung. Sie lebt in den Worten auf, findet für jedes die richtige Einstellung und weiß einem jeden das ihm zugehörige Kolorit zu geben. Hedwig Schleicher verfügt über eine fabelhafte Technik.

Der Freiheitskampf der Polen

Ein Jahrhundert rundet sich in diesen Tagen, seitdem durch den am 7. September 1831 erfolgten Fall Warschaus, das damalige Königreich Polen aus der europäischen Staatengeschichte ausgelöscht wurde. Die Vorgänge jener Zeit sind als geschichtliche Parallele zu unserer Zeit durchaus interessant und lehrreich, und es verlohnt sich schon, sich ein wenig mit ihnen zu beschäftigen.

Nicht weniger als tausend Jahre lang hatte das polnische Staatswesen als selbständige Macht bestanden, als gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts die drei Nachbarstaaten Rußland, Preußen und Oesterreich sich innere Zwijigkeiten des Landes zunutze machten und es in dreimaligen Vorgehen unter sich aufteilten. Diese inneren Streitigkeiten waren in der Hauptsache durch die regierende Adelskaste des Landes heraufbeschworen worden; die breiten Volksschichten hatten mit diesen Machinationen nichts gemein. Das Volk selbst wehrte sich auch in wiederholten leidenschaftlichen revolutionären Ausbrüchen gegen seine unwürdigen Bevormünder, die die großen Landgebiete völlig unwirtschaftlich als Viehhütten benutzten. Doch alles vergeblich, die Aufstände wurden erstickt, die Freiheit wurde durch die drei Mächte wiederhergestellt.

Aber, wenn auch blutig unterdrückt, schwellte das Feuer eines großen Freiheitskampfes im Volke doch weiter, und so kam es, daß am 7. September 1831 der russische Kaiser Nikolaus I. die Besatzung des Königreichs Polen aufhob und die polnische Krone auf den Kaiser von Rußland setzte. Ein Königreich mit eigener Verfassung, eigener Verwaltung und eigenem Heer, jedoch hinsichtlich des Landesfürsten in Personalunion verbunden mit Rußland. Von dieser Schöpfung des Wiener Kongresses rührt der noch heute vielfach gebrauchte Name „Kongresspolen“ her.

Wie zu erwarten war, wurde die in Wien feierlich verkündete Selbständigkeit des neuen Polen von den russischen Machthabern wenig respektiert. In Wirklichkeit wurde die nationale Hoheit bald auf Schritt und Tritt verweigert. Was Wunder, daß man in weiten Schichten der Bevölkerung noch und mehr unzufrieden wurde.

In diese Atmosphäre des Unfriedens trat auch die damals durch die europäischen Staaten wachsende Zugluft der allgemeinen Unzufriedenheit. In Belgien, Italien, Griechenland — überall ging der Drang nach freier Selbstbestimmung im Innern wie nach außen. Als dann die französische Juli-Revolution von 1830 den unterdrückten Völkern zum Anlaß wurde, kamte man auch in Polen nicht mehr lange, und noch im gleichen Jahre brach in Warschau der Aufstand aus. „Was von Rußland“ wurde zur Parole. Der polnische Reichstag sprach im Januar des folgenden Jahres die Unabhängigkeit des Landes aus, und die Agenten Rußlands wurden aus ihm vertrieben. Die Folge war der Angriff der russischen Seesmacht. In vielen Gegenden schlug das polnische Volk auf toterei. Mit ihm sympathisierten die Schichten der freilebigen Intelligenz in Deutschland und Frankreich. Die besten Na-

men der deutschen Dichtung, wie Lenau, Platen und andere, setzten sich für den überall mit Interesse verfolgten Freiheitskampf des polnischen Volkes ein. Doch der gewaltigen russischen Uebermacht mußte der Aufstand schließlich unterliegen. In schweren Schlächten verbluteten die polnische Jugend und der polnische Bürger, und am 7. September 1831 mußte sich auch die Hauptstadt Warschau ergeben.

Damit war das Ende des von Napoleon geschaffenen und vom Wiener Kongreß bestätigten zweiten Polen da. Rußland erkannte nicht im geringsten mehr die geschlossenen Verträge an. Das ganze Land wurde nach Möglichkeit russifiziert und fortan lediglich als russische Provinz behandelt. Die Kräfte des Nationalismus lebten in ihren Drängen. Anstatt dieser Zustände waren viele Polen ins Ausland, besonders nach Amerika, aber auch nach Deutschland und Frankreich, gegangen. Zeits an der Lage des Vaterlandes verweilend, teilte sie auf bessere Zeiten hoffend. In der deutschen Freiheitsbewegung des Vormars wurden auch die polnischen Freiheitskämpfer begeistert gefeiert. Tatsächlich kamen in der Mitte der vierziger Jahre noch einige revolutionäre Auflehnungen, aber sie änderten an den bestehenden Dingen nichts mehr.

Und doch, die Polen in den zu Rußland wie auch den zu Preußen und Oesterreich gebührenden Gebieten hatten die Hoffnung auf eine zukünftige nationale Selbständigkeit nicht ganz aufgegeben. „Nicht ist Polen nicht verloren“, dieses alte Lied wurde bis in den Weltkrieg hinein gesungen, und dieser Weltkrieg brachte den Polen wieder einen eigenen Staat. Etwas in dem bis zu den berüchtigten Teilungen bestandenen Umfang.

Seit einem Dutzend Jahren besteht dieses neue Polen. Und fast will es scheinen, als ob die Generationen lang geübte Unterdrückung durch die umwohnenden Staaten im Lande einen ungelunden Nationalismus nach außen, nach eben diesen Unterdrückungsstaaten hin, reifen ließ. Die Bedrückungen und die übermäßigen Ansprüche, besonders nach der preussischen Grenze zu, sind bekannt.

Aber auch in Polen selbst geht man heute vielfach Wege, die mit dem neben dem eigenen Nationalismus her gehenden Rufe nach innerer Freiheit wenig gemein haben. Die polnische Demokratie und das niedere polnische Volk sehen sich heute durch die schicksalhaften Diktaturgehalte eines Pilsudski terrorisiert. Und gar die Arbeiterklasse hat unter diesen Machtbrutalitäten äußerst schwer zu leiden. Dieses innere Gewaltregime geht mit den nach außen hin entwickelten, unhaltbaren Machtwünschen Hand in Hand.

Es es anaesthetischer Zustände schwer, historische Parallelen zu ziehen? Erinnert nicht manches in der gegenwärtigen Entwicklung an die besten Zeiten? Und sollen nicht auch die augenblicklichen polnischen Machthaber erkennen, daß nur innere Demokratie und innere Freiheit die besten Bürgen für das Wohl des Landes wie für dessen nationale Selbständigkeit sein müssen? Denn im Grunde wurzelt jeder Freiheitsgedanke tief im Volke. Und besonders unsere Gegenwart wird die Geleite der Demokratie schwerer müssen und sie schwerer entbehren können als je eine frühere Epoche der Geschichte. In welchem Lande es auch immer sei.

WAHN-EUROPA 1934

EINE VISION VON HANNS GOBSCH

19 Nachdruck verboten. Copyright by Fackelreiterverlag Hamburg-Bergedorf

Er starrt auf das durchsichtige Muster der Seidenvorhänge. Jetzt wendet er sich dem Kopf gegen die ferne Eingangstür. Von dort her kommt, aus Zwielicht und Weite mit unsicheren Konturen aufwachsend, die dürre Gestalt des Staatssekretärs. Immer näher, größer werdend, vor den noch von der Sonne gesendeten Augen des Duce scheint ein gelblicher Schatten heranzuschwanken von unheimlichen Dimensionen. Schicksal, das seine schwarzen Fingerringe schon vorauswirft...

Der Duce lächelt feiner, nimmt das Blatt vom Tisch. „Der Botschafter hat die Rote drei Uhr nachmittags in Paris zu überreichen. Keine Sekunde früher oder später.“

Nach wenigen Augenblicken spricht Capponi mit dem deutschen Botschafter, durchs Telefon. „... ich hoffe, verehrt Herr Botschafter, eine Aussprache über die augenblickliche Situation wird Ihnen ebenso erwünscht sein wie mir...“

In einer cremefarbenen Limousine fährt Baron Saint Brice über den prunkvollen Pont Neuf. Die Räder rollen auf dem durchglänzten Asphalt wie auf Augentäpfe. Die Avenue des Champs Elysees wagt von Menschen, schlängelnden Autofarmanen und hochbeinendem Silberdunst. Und dahinter, in den ruhigen Anlagen, die dem Palais de l'Elisee vorzulegen sind, hängt sich tropische Stille an die Wände.

Saint Brice hat den Hut neben sich aufs Kissen gelegt und brodelt die Stirn, die immer von neuen kleine Schweißperlen ansetzt. Dieser römische Diktator kann auch dem kältesten Staatsmann die Glatz in die Schädeldecke treiben! — Jetzt geht es also auf Begegnung und Frieden. Denn was der Ministerpräsident in seiner Rolle als Präsident der Republik trägt, ist die höchste, aber unschreibbare Würde. Nicht um Zollbreite hat sich der Reichstag aus dem Gletscher werfen lassen! Nun muß der Entschluß gefaßt werden, ohne Winkeln. Aber Brandt funkete noch vom „Selbst“. Auch bei Ablehnung Capponi keinen Schritt weiter auf der gefährlichen Ebene, da Volk etwaige Waffenentziehung als schuldig ablehnt!; diesen einen kategorischen Satz, nichts weiter.

Saint Brice drückt die schmale, geäderte Hand auf die linke Brust. Seit heute morgen will das Herz nicht mehr recht arbeiten. Das gleiche Gefühl ist müde, ohne Trübe. Nun ja, mit siebzehn Jahren liegt man eben nicht mehr so fest in den Seelen wie ein junger Hensel. Mehr als zweimal vierundzwanzig Stunden nabe an ohne Schlaf, dazu endlose Konferenzen, Berge beunruhigender Telegramme, wachsende Unsicherheit, Aufsetzungen und Besprechungen seitens der Presse. — Wer hält das ungefrakt aus. Die Limousine stoppt vor dem Palais de l'Elisee. Die Posten der republikanischen Garde präsentieren. Mit feierlichen Schritten nimmt der Greis die Eingangstufen, denn die Neugierigen, die

draußen vor dem Eisenatter herumlungern und jedem Besucher in die Augen drücken, haben nicht auf den lächerlichen Gedanken kommen, Frankreichs Ministerpräsident sei ein alter, verbrauchter Mann. ...

Der Präsident ist ihm schon durch drei Zimmer entgegengesommen. „Ich gebe die Hoffnung nicht auf, lieber Baron“, sagt er und bemüht sich, seine abgemessenen Bescheidenheiten zu unterdrücken, „das Gewitter wird sich nicht entladen.“

Zwei Stunden sitzen sie sich gegenüber. Das Kammer und Senat einberufen werden müssen, darüber besteht keine Uneinigkeit. Präsident und Kabinett können allein die Verantwortung nicht mehr übernehmen. Ueberrumpelt, am 25. August zehn Uhr vormittags sollen sich die Volkswertreter versammeln, die jetzt noch über alle Seebäder und Kurorte Frankreichs verstreut sind. Zwischen wird die Regierung alle Ventile handhaben, um die Spannung in Europa nicht wachsen zu lassen. Traudeln Vermittler muß eingeschaltet werden.

„England oder Deutschland?“ forscht Herr Lamoine. „Deutschland!“ entgegnete Saint Brice. „Ich sehe allerdings nach wie vor in Rom nur den blühenden Duce.“

„Und der Duce in Paris vermutlich den blühenden Saint Brice!“ schnauft der Präsident. „Meine Herrenfrat wird nicht die geringere sein!“

„Ja...“ Leise schnauft es aus dem halbgeöffneten Mund des Präsidenten. „Wir dürfen uns nicht täuschen: der nächste Schritt bringt die Lösung oder den — Krieg!“

Saint Brice zieht die Schultern in die Höhe. „Der nächste Schritt ergibt sich von selbst.“

Lamoine schielte nun unten herauf aus seinen tiefhängenden Wuchsaugen. „Das überlege ich mir sehr.“ ... die Abberufung Rimhous nämlich!“ sagt er, als hätte er die Gedanken des andern erraten.

„Unsere Staatskunst kennt keine andre Logik.“

„Und dann?“ Lamoines Augen liegen auf der Lauer. „Es gibt Dinge“, weicht Saint Brice aus, „die natürlich wachsen, schicksalhaft. Wir können kein Ultimatum nach Rom gebracht haben und jetzt nach seiner Ablehnung elegisch die Hände falten.“

Der Präsident sieht den Minister schweigend an und klopft bedeutend auf das Panier, das auf der Dignität des Tischs liegt. Saint Brice versteht den klopfenden Zeigefinger. „Gewiß, aber an meiner pflichtmäßigen Einstellung ändert auch Herr Brandt nichts.“

Lamoine klopft immer noch. „Herr Brandt spricht in dem Funkspruch unerbittlich aus, daß unser Volk einen Krieg sabotieren könnte! Sind Sie derselben Ansicht?“

„Und Sie?“ fragt Saint Brice rasch zurück. Der Präsident zögert zwei Sekunden und schnauft laut. „Ich kenne meine Franzosen. Natürlich gibt es unruhige und radikale Elemente. Aber die allgemeine Bevölkerung würde das Volk doch mitstreifen. Es käme nur darauf an, die Nation zu überzeugen, daß ein Verzicht auf Waffentenscheid das Ende Frankreichs bedeuten könnte, ferner davon zu überzeugen, daß wir gar keine Wahl haben,

wenn Italien uns die Waffen in die Hand zwingt, daß wir schuldlos kämpfen, wenn der Fall einträte.“

„In jedem Fall, Herr Präsident, müssen wir uns der endgültigen Haltung des Herrn Brandt vergewissern! Er ist leider mehr als der französische Außenminister!“

„Sollte es hart auf hart geben, dann wird er nur Franzose sein! Keiner, der Frankreich mehr liebt als er! Er funkt zwar bitterböse Worte übers Meer, er will damit nur zu größter Vorsicht mahnen. Radten Tatsachen gegenüber fügt er sich wie jeder gute Franzose, wenn auch blutenden Herzens.“

Saint Brice atmet befreit auf. „Ich bin glücklich, daß Sie sich seiner so gewiß fühlen. Offen gesagt, ich war in den letzten Stunden misstrauisch geworden.“

Als der Ministerpräsident sich endlich verabschiedet, raunt ihm Lamoine wachmals ins Ohr: „Allo Küdenbedung, lieber Baron! Wenn wir Berlin auf unsere Seite bringen, ist die diplomatische Schlacht gegen Rom so gut wie gewonnen. Auf Wiedersehen bis zum Ministerrat heute abend.“

Als der lakolänende Kraftwagen durch die Champs Elysees fest, hat Baron Saint Brice seine Attade mit allen Einzelheiten im Kopf.

„Lassen Sie mich offen sprechen, Herr Botschafter. Das Pariser Ultimatum hat einen Stein ins Rollen gebracht, der seit fünfzehn Jahren zwischen uns und den Franzosen liegt. Abanten?? Ein Vorwand. Gewiß, wir brauchen für unsere wachsende Bevölkerung Land und Lebensraum. Warum sollen wir uns nicht mit Zustimmung Albanens da drüben ansiedeln? Warum will uns Belgrad jeden Bissen vom Mund wehreihen? Die Angst vor Italien ist beinahe schon chronisch in Europa geworden. Und damit, Herr Botschafter, schneide ich den entscheidenden Punkt an.“

Der Duce, der seit einer halben Stunde dieses Gespräch mit dem deutschen Botschafter führte, schwieg eine Minute. Darf er mit dem Fremden noch vertraulich reden? Er kennt Herrn von Richter seit Jahren, seine Frau ist Italienerin, beide verkehren freundschaftlich im Hause des Duce.

„Es geht nicht nur um Italien und Belgrad, Herr Botschafter, auch nicht nur um Italien und Frankreich, sondern um viel mehr! Wenn Italien in diesen Tagen eine Niederlage erleidet, sei sie auch nur diplomatischer Natur, dann fiele ein dunkler Schatten über ganz Europa! Verstehen Sie mich? Ich weiß zur Genüge, daß man mich gründlich hasst, daß man mich für einen Bonaparte in vergrößerter Auflage hält, daß man mich als Schredgepenst malt. Aber ist es nur Zufall oder Suggestion, daß ohne mein Zutun die Idee des Faschismus überall in Europa Wurzeln getrieben hat, daß ungezählte Millionen hierher nach Rom flühen, mit Sehnsucht und Wahn?“

Herr von Richter streifte gedankenvoll die Wäsche von der Zigarette und hob seine hellen, tiefblauen Augen auf. Lange betrachtete er mit ernstem Lächeln das dunkel gerötete Gesicht des Duce. „Ich leugne nicht“, sagte er dann in wohlklingendem Italienisch, „daß der Faschismus bestehend ist, besonders die Jugend ist dafür empfänglich.“

(Fortsetzung folgt)